Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858
(1855) Unterhaltungsblatt

10 (10.6.1856) Zweite Beilage zum Schwarzwälder Boten

Visual Library

Unterhaltungs-Blatt des Schwarzwälder Boten.

№ 10. Zweite Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 10. Juni 1853.

Der Blödsinnige.

(Schluß.)

Fidel schien so verwirrt und geängstigt von seinen Erinnerungen, daß der Präsident ihm befahl, sich zu ruhen, und ihm einen Stuhl geben ließ. Die Aufmerksamkeit des Publikums war in einem solchen Grade erregt, daß man den Flug einer Mücke im Gerichtssaal hätte hören können. Nach Verlauf einer Viertelstunde fuhr der Präsident fort:

„Wissen Sie außerdem nichts mehr?"

„Ich weiß noch" — sagte der Blödsinnige und stockte plözlich.

„Sagen Sie Alles, was Sie wissen, und fürchten Sie Niemand."

„Ja, ich will Alles sagen, mein Herr, aber fragen Sie mich; ich weiß nicht mehr, wo ich stehen geblieben bin."

„Sie sprachen von dem Schrei, den Herr Dupare ausstieß."

„Ja, ja! Er war so schrecklich, daß ich vor Furcht fast umgesunken wäre; ich erstickte beinahe. Um mich ein wenig zu erholen, öffnete ich das nach dem Hofe gehende kleine Fenster meines Zimmers, um Luft zu schöpfen, und als ich hier einige Zeit hindurch geweint hatte, sah ich:" — hier näherte sich Fidel dem Gendarmen, — „sah ich bei hellem Mondschein Simon Faille, der sich am Brunnen die blutigen Hände wusch."

Ein Murmeln der Ueberraschung und des Unglaubens durchlief die Versammlung, und der Buchhalter, der sich erhob, rief mit Entrüstung:

„Dieser elende Narr hat Träume gehabt, die er für Wirklichkeit nimmt; oder er will sich jezt wegen der Züchtigungen rächen, die ich ihm einige Male habe angedeihen lassen."

Der Präsident machte Simon Faille ein Zeichen, sich zu beruhigen, und sagte darauf mit Strenge zu Fidel:

„Nehmen Sie sich in Acht, einen Mann zu beschuldigen, dessen Aufführung bei Herrn Dupare stets gelobt wurde."

„Der Zeuge antwortete, ohne sich zu verwirren:

„Ich sage was ich gesehen habe."

„Haben Sie das im Traume gesehen?"

„Wenn dies ein Traum wäre, so wüßte ich nicht, wo das Portefeuille und das Geld sich befinden."

„Sie wissen es also?"

„Er hat vielleicht gesehen, wohin es Herr von Salvoisy versteckt hat, unterbrach ihn Simon Faille.

„Nicht Herrn von Salvoisy habe ich gesehen, sondern Sie. — Sie haben es im Hofe beim Brunnen versteckt."

„Würden Sie den Ort wiederfinden?" fragte der Präsident, der noch immer zweifelte.

„Ja es ist in der Nähe eines großen blauen Steins."

„Hören Sie, Zeuge: man wird Sie dahin führen, und wenn Sie nichts finden, werde ich Sie als einen Verläumder festnehmen lassen."

Fidel schien sich über diese Drohung nicht zu beunruhigen; er ergriff die Hand des Gendarmen, und schickte sich an, sich zu entfernen, als Simon Faille um die Erlaubniß bat, ihnen folgen zu dürfen, um ihn desto schneller der Lüge überführen zu können.

Der Präsident zeigte einige Ungewißheit in seinem Entschluß; nach kurzem Nachdenken weigerte er aber das Ansuchen.

„Er wird überwacht werden, damit er nicht entfliehen kann: Sie können Ihre Einwendungen und Beweise bei seiner Rückkehr vorbringen."

Der Buchhalter sezte sich und murmelte einige Worte, die man nicht verstehen konnte. Seine Haltung blieb unbeweglich, während Herr von Salvoisy seit der unerwarteten Aussage Fidel's, wie wenn es leichter gewesen wäre, in der Furcht, als in der Hoffnung bei kaltem Blute zu bleiben, eine Beute tiefster Bewegung zu seyn schien, die er vergeblich zu verbergen suchte. Madame Dupare verbarg hinter dem Schleier die Bewegungen, von denen ihre Seele gequält wurde, und welche ihre beweglichen und harten Züge entstellten.

Die Wohnung des Bankiers war weit vom Gerichtsgebäude entfernt, und Fidel's Abwesenheit dauerte lange. Ungeachtet dessen hatte Niemand im Publikum seinen Plaz verlassen. Das Drama, das man mit der Verurtheilung des Herrn von Salvoisy beendigt glaubte, erhielt ein neues Interesse durch die Aussage eines unbedeutenden Zeugen, der plözlich einen Mann anklagte, den man bisher als ein Muster von Tugend betrachtet hatte; daher erhob sich denn auch durch ein gemeinsames Gefühl der Neugierde das gesammte Publikum, als Fidel erschien, dem der Gerichtsschreiber voran ging und zwei Gendarmen folgten.

„Die Zuschauer mögen sich sezen!" sagte der Präsident mit ernstem Ton, „und ich fordere sie auf, durch kein Zeichen des Beifalls oder der Unzufriedenheit den Gang der Verhandlungen zu stören."

Indem der Präsident dies sagte, legte der Gerichtsschreiber einen leinenen Sack, in dem man das Gold klingen hörte, und ein mit mehreren Papieren umwickeltes Portefeuille auf den Tisch.

„Dies sind die Gegenstände, die wir unter dem bezeichneten blauen Stein gefunden haben," sagte er.

Alle Blicke wandten sich nach dem Buchhalter, und der Präsident fragte ihn, wie er sich erkläre, daß diese Sachen an jenen Ort gekommen seien.

„Man kann dies in verschiedener Weise erklären," sagte Simon Faille mit sicherem Tone. „Herr von Salvoisy hat sie in der Furcht, entdeckt zu werden, nicht mit sich nehmen wollen; oder Fidel selbst ist von dem Diebe beauftragt worden, sie da einstweilen zu verstecken."

„Einen Menschen zu morden, um ihn zu bestehlen, und die Frucht seines Verbrechens nicht mit sich nehmen, würde etwas Seltsames seyn," sagte der Präsident.

„Die Wittwenschaft der Madame Dupare hätte Herrn von Salvoisy bald erlaubt, in das Haus zurückzukehren," antwortete der Buchhalter bitter.

Während dieses Gesprächs beobachtete Fidel den Geldsack und das Portefeuille mit Aufmerksamkeit. Man fragte ihn, ob er sie für diejenigen erkenne, die er dort hätte verstecken sehen?

„Ich erkenne sehr gut den Geldsack; aber dies," — und er zeigte auf das Portefeuille, „schien mir von dunkler Farbe zu seyn."

Man nahm die Papiere hinweg, mit denen es umwickelt war, und man sah jezt einen grünen von der Zeit und der Erde beschmuzten Maroquin.

„So erkenne ich es," sagte Barbara's Sohn.

„Dies Portefeuille ist also seit der Arrestation meines Clienten mit diesen Papieren bewickelt worden, bemerkte der Advokat des Herrn von Salvoisy. Würde es nicht gut seyn, sie näher zu untersuchen?"

„Die Untersuchung wird nicht lang seyn," erwiederte der

StaatsProkurator, der sich der Papiere bemächtigt hatte, „und allerdings wird das Resultat dieser Untersuchung entscheidend seyn; — es sind Briefe, an Simon Faille adressirt, und die nach dem Morde geschrieben und datirt sind. Wir ersuchen deßhalb, ihn sofort festnehmen zu lassen.

Der Präsident gab einem der Gendarmen Befehl, sich in die Nähe des Buchhalters zu begeben und ihn zu überwachen. Dieser, ohne durch einen solchen Befehl beunruhigt zu werden, wandte sein Gesicht nach Madame Dupare, deren Antliz von einem Schein der Freude erhellt war. Nach einigen Augenblicken stummer Beachtung, die einen kalten Schweiß von seinen Schläfen rieseln machte und seine Züge mit einer Todtenblässe bedeckte, erhob er sich und sagte mit sicherer und fester Stimme, obgleich sie hohl, wie die eines Sterbenden klang.

„Es würde mir leicht seyn, noch lange mein Leben zu vertheidigen, denn dieser Dummkopf konnte mir ja die Papiere gestohlen haben, mit denen das Portefeuille umwickelt ist; allein ich hege kein Verlangen, noch länger das Schicksal zu bekämpfen. Wenn ich siegte, würde ich dennoch stets ein Gegenstand des Schreckens für die seyn, welche, ohne es zu wissen, mich zum Mörder gemacht hat. Indem ich ohne Streit das Urtheil annehme, das gegen ihren Liebhaber gefällt worden ist, hoffe ich, der Madame Dupare einiges Mitleid für mich einzuflößen." — —

Er schwieg, und Angela zitterte von Neuem bei diesen befremdenden Worten.

„Ich habe Herrn Dupare ermordet, und bestohlen," fuhr Simon Faille fort, „weil ich seine Frau liebte, und den Herrn von Salvoisy aus Eifersucht vernichten wollte. Die Briefe dieses Leztern an Madame Dupare, die ich las, indem ich mir einen Nachschlüssel zu ihrem Sekretair verschaffte hatte, belehrten mich über das, was ich zur Ausführung meiner Pläne nöthig hatte. Der Zufall hat alle meine Berechnungen vernichtet. Ein elender Narr, den ich eingeschlafen glaubte, hat mich gesehen: — er hat sich nicht getäuscht; ich habe mir am Brunnen die Hände gewaschen; ich habe den Sack und das Portefeuille unter den Stein gelegt; ich rechnete darauf, diese Reichthümer später hervorzuholen, und mir damals ein Vermögen zu machen, um die Hand Madame Dupares erhalten zu können. — Es ist ungefähr vierzehn Tage nach dem Morde gewesen, daß ich das Portefeuille mit Papieren umwickelt habe, aus Besorgniß, die darin enthaltenen Geldpapiere und Wechsel möchten von der Fäulniß leiden. Ich nahm die ersten besten Papiere, die mir in die Hände fielen. — Das Unglück wollte es, daß es Briefe sind, die gerade nach dem Verbrechen an mich adressirt wurden! — Ich habe jezt Alles gesagt! Man verurtheile mich und lasse mich morgen hinrichten; je eher desto lieber wird es mir seyn; — der Anblick des Glücks dieses Menschen ist mir verhaßt!"

Er sezte sich und bedeckte sein Gesicht mit seinen Händen, nachdem er dem Herrn von Salvoisy einen furchtbaren Blick der Eifersucht zugeworfen hatte.

„Nicht heut wird man Sie richten," sagte Präsident; „aber das Glück dessen, von dem Sie ihr zweites Opfer machen wollten, soll Ihren Blick nicht länger beunruhigen, denn Sie werden in's Gefängniß gehen, während er der Welt wiedergegeben seyn wird. Bevor wir ihn jedoch für frei erklären, haben wir noch einige Fragen an Sie über Dinge zu richten, die noch bis jezt ungeachtet Ihres Geständnisses mit einem gewissen Geheimniß bedeckt sind. Wie erklären Sie die offne Thür, die Oeffnung von außen, die erwürgten Hunde und die im Garten gefundenen Goldstücke? —"

„Dies ist alles mein Werk; und sollte allein den Herrn von Salvoisy anklagen; Sie sehen, daß mein Vorhaben mir nicht geglückt ist."

„Es ist Ihnen in der That gelungen, einige Zeit einen Verdacht gegen einen Unschuldigen aufrecht zu erhalten und ihn der Gefahr der Hinrichtung auszusezen; aber der Himmel hat es nicht erlaubt, daß ein Andrer an Ihrer Stelle gestraft würde: er hat gegen Sie eine seiner schwächsten Creaturen aufgerufen, und das Gerüst Ihrer Lügen war zerstört! Was Sie betrifft, mein Herr," fuhr der Präsident fort und wandte sich an Herrn von Salvoisy, „der Sie jezt in Freiheit gesezt worden, so habe ich Ihnen zu bemerken, nie zu vergessen, daß, wenn eine ehrenhafte Geschwornenbank Sie für einen Verbrecher hielt, Sie selbst dazu durch Ihre leichtsinnige Jugend eben so viel beigetragen haben, als die Intriguen Simon Faille's. — Trachten Sie in Zukunft dahin, durch nichts mehr an Ihre traurige Vergangenheit zu erinnern."

Herr von Salvoisy verbeugte sich, ohne zu antworten; demnach neigte er sich zu Madame Dupare, welche an ihrem Plaze wie vernichtet durch alle diese Erschütterungen saß. Nachdem er leise einige Worte mit ihr gewechselt hatte, erhob er sich, und sagte:

„Herr Präsident, Madame Dupare ist so schwach in diesem Augenblicke, daß sie selbst Ihnen nicht Mittheilung von ihrem Entschlusse machen kann, den sie so eben gefaßt hat; wollen Sie mir erlauben, an ihrer Stelle zu sprechen?"

„Sprechen Sie, mein Herr; welches ist dieser Entschluß?"

„Das sämmtliche Vermögen des Herrn Dupare dem Hospital in Aix zu vermachen, mit Ausnahme einer lebenslänglichen Jahresrente von dreitausend Franks (780 Rthlr.) für Fidel, die auf seine Mutter fallen soll, wenn diese ihn überlebt."

Das Publikum empfing diese Erklärung mit einem so allgemeinen Beifall, daß der Präsident nicht wagte, ihn zu unterbrechen.

Am nächsten Tage fand man Simon Faille in seinem Gefängniß erhängt; ihm hatte die Geduld gemangelt, die Gerechtigkeit der Menschen zu erwarten.

So viele Schicksalsschläge hatten indeß Madame Dupare's Gesundheit für immer erschüttert; daher starb diese junge Frau denn auch schon nach Verlauf einiger Jahre, ungeachtet des Glücks, das sie in ihrer Ehe mit Herrn von Salvoisy fand, ungeachtet seiner zärtlichen Sorgfalt, deren unausgesezter Gegenstand sie auf Malta war, wo ihr Mann durch seine Thätigkeit in einer günstigen Lage lebte. — Als sie todt war, trat Herr von Salvoisy in französische Dienste, und wurde bald darauf beim Sturm von Constantine getödtet. —

*† Compaß und Senkblei zur glücklichen Reise durch das klippenvolle Meer dieses Lebens.

(Fortsezung.)

Die schwache Seite.

Die schwache Seite Anderer zu kennen, ist von großem Vortheil, denn durch sie hat man Einfluß auf die Menschen und macht sie zu Beförderer seiner Absichten. Diese schwache Seite wird eher gefunden durch Klugheit, als durch eine Raschheit und Entschlossenheit. So hat Philipp, König von Macedonien, Griechenland erobert durch die schwache Seite der Griechen, unter denen Viele sich durch Geld bestechen ließen. Jugurtha sprach vor den Thoren Roms: „o du verkäufliche Stadt, wie bald würdest du zu Grund gehen, wenn sich ein Käufer vorfände."

Bestechlichkeit ist schon alt und allgemein. Je größer der Aufwand, je üppiger das Leben, desto weniger reicht die ordentliche Besoldung hin, desto mehr sind die Männer der Bestechlichkeit ausgesezt, die unter den ehrwürdigsten Vorwänden sich einzuschleichen weiß. Viele haben ihre Absicht erreicht durch ein gut bestelltes Mittagessen, für welches diejenigen feil waren, die man zu etwas brauchen wollte. Andere sezen ihre Absicht durch, indem sie durch eine zweite und dritte Hand diejenigen bearbeiten lassen, durch welche sie etwas ausführen wollen. Was Kanonen und ganze Heere nicht vermochten, ist oft in Stand gesezt worden dadurch, daß man die schwache Seite eines wichtigen Mannes zu benuzen wußte. Eine Maschine von der unge-

heuersten Kraft läßt sich am rechten Orte von einem Kinde aufhalten; nicht auf die Stärke, sondern auf die Klugheit kömmt es an. Einige Moralisten sagen: „Jeder Mensch habe einen Preis, um den er feil sei." — Ich lasse diesen Saz dahin gestellt und mache Dich, mein lieber Leser, nur aufmerksam auf eine Stelle, die uns der geist- und liebreiche Gellert vorlegt, wo er in seinen moralischen Gedichten so sich ausspricht:

Oft denkt, wenn wir der Ruhe pflegen,
Das Herz im Stillen tugendhaft;
Kaum lacht uns die Welt entgegen:
So regt sich schon die Leidenschaft.
Wir werden im Geräusche schwach
Und geben endlich strafbar nach.
Sei nicht vermessen, wach' und streite!
Denk' nicht, daß Du schon genug gethan;
Dein Herz hat seine schwache Seite,
Diese greift der Feind unseres Heiles an;
Die Sicherheit droht Dir den Fall,
D'rum wache stets, wache überall.

Und Christoph Schmid, welcher durch seine Geschichten, die in alle Sprachen übersezt sind, sich unsterblich gemacht hat, sagt unter Anderm, da von den Leidenschaften die Rede ist: „Jede schwache Seite oder irgend eine Leidenschaft ist wie ein Ring, den der Verschmizte in die Hand nimmt, und führt den Menschen, wohin er ihn gern führen will."

Trinke lieber das Wasser der Freiheit, als den Wein der Sklaverei; iß lieber das schwarze Brod der Unabhängigkeit, als die Leckerbissen der Gebundenheit; trage lieber den gemeinen Rock der Ehre, als die feinen Tücher der Schande. Wohne lieber im kleinen Haus der Tugend, als im großen Haus des Lasters.

Jeder Mensch hat eine herrschende Leidenschaft, sagt der Spanier Grazian. Alle Menschen sind Gözendiener; einige von der Ehre, andere fröhnen dem Eigennuz; fast alle dienen dem Vergnügen und der Wohllust. Im Umgang mit Menschen muß man in jedem Rock den Menschen sehen und Acht geben, daß man nicht die wunde Stelle berührt, wodurch Haß und Aufregung entsteht. Mit Schonung behandelt man die Wunden des Körpers; allein die unsanfte Berührung der moralischen Wunden verursacht noch mehr Schmerzen, was ein Fingerzeig ist für jeden jungen Mann. Es ist eine eigene Kunst, die Gözen der Menschen kennen zu lernen und so die schwache Seite ihrer Anbeter zu treffen; hiedurch findet man den Schlüssel zum Herzen. Doch ist diese Haupttriebfeder oft tief versteckt. Es lohnt sich der Mühe, sie aufzusuchen, einmal, um sich sicher zu stellen vor den Folgen dieser schwachen Seite, als auch, um nicht ein blindes Werkzeug zu werden in der Hand eines bösen Menschen, der seine Leidenschaft versteckt und uns etwas vorspiegeln will, was nicht wahr ist.

Wer in der Welt durchkommen will, muß nicht vergessen, daß der Wille Anderer auf unser Fortkommen Einfluß hat. Diesem Willen muß man Schach bieten, was geschieht, wenn wir demjenigen, der die Potenz hat, Weihrauch streuen, wodurch der üble Geruch seiner Leidenschaft in Hintergrund kömmt. Man erhält das Verlangte oft nur deßwegen nicht, weil man es nicht auf die rechte Art fordert. Der Bittende muß den Patron, den er bittet, zuerst studiren, dann ergeben sich die Phrasen der Petition von selbst. Wiz, Laune, Grillen, Lieblingsideen, Schoosneigungen, Schwachheiten der Patronen müssen in Berücksichtigung gezogen werden, um die rechte Art, seine Sache bittlich vorzubringen, möglichst zu treffen. Das à propos der Franzosen, d. i. die rechte Zeit, kömmt hier auch in Betracht. Kurz und gut ist immer beliebt, vorzüglich bei den Großen.

(Fortsezung folgt.)

Bei'm Anblick eines Thals.

Da schau' ich in das stille Thal
Vom Berge, lichtbekränzt,
Wie es im hellen Maienstrahl
Mit seinen Wellen glänzt.
Der Baum, er steht im Blüthenschein,
Im grünen Schmuck die Au,
Und d'rüber hin süß, wolkenrein,
Des Himmels klares Blau.

Der Wald schickt aus dem tiefsten Grund
Sein tausendstimmig Lied,
Ihm that darauf die Antwort kund
Ein Wand'rer, der dort zieht.
Es schallet Morgenklang von fern
Halb Wehmuth und halb Lust, —
Ein Mahn- und Weckeruf des Herrn
An jede Menschenbrust.

Und Einen zu dem lezten Schlaf,
Sieh! tragen sie hinaus,
Den schnell des Todes Schneide traf
Im frohbeglückten Haus.
Auch dieses Thal sei leidgeschmückt,
Ach! nirgends fehlt's daran!
Damit das Menschenauge blickt
Voll Glaubens himmelan!

Ein gezähmter Schmetterling.

Ein englisches Blatt erzählt: An einem kalten Novembermorgen wurde eine Dame, die sich gerade vom Krankenbette zum ersten Male erhoben hatte, einen bunten, schönen Schmetterling am Fenster gewahr. Erstaunt, diesen Zögling der Blumen und des Sonnenscheins in einer so wenig für ihn geeigneten Lage zu finden, beobachtete sie seine Bewegungen und Vornahmen. Wie die Sonne für einen Augenblick zum Durchbruch kam, flatterte er fröhlich am Fenster; gegen Abend jedoch ließ das zarte Wesen seine Flügel sinken und die Dame stellte es in einem Trinkglase auf den Kaminrand. Während der Nacht trat draussen Frost ein und das Zimmer wurde daher kalt; am folgenden Morgen lag der Schmetterling scheinbar todt am Boden des Glases. Jedoch die Dame schmerzte der Zustand des lieblichen Geschöpfes: sie nahm es auf ihre warme Hand, athmete darüber hin und bekam bald Lebenszeichen zu sehen; sie that das Thierchen daher wieder in das Glas und stellte dieß auf die Decke vor dem Kamin, daß die Wärme des Feuers hinandringen konnte. Bald breitete es nun seine bunten Flügel aus und flog an's Fenster, durch welches die Sonne schien. Allmälig, als die Sonne sich gesenkt hatte, und die Fensterscheiben kalt geworden waren, sank der Schmetterling, anscheinend todt, auf den Teppich. Dieselben Wiederbelebungsversuche wurden erneut und diese Abwechselung zwischen Leben und Tod ging mehrere Tage vor sich, bis das kleine Geschöpf zulezt ganz zahm wurde und mit seiner Wohlthäterin bekannt geworden zu seyn schien. Trat sie an's Fenster und streckte den Finger aus, so hüpfte es auf denselben; saß sie mit Lesen oder Schreiben beschäftigt, so sezte es sich auf ihre Hand oder ihren Hals und konnte da Stunden lang verweilen. Seine Nahrung bestand aus Honig; tröpfelte die Dame davon auf ihre Hand, so tauchte der Schmetterling seinen Saugrüssel hinein und schlürfte ihn allmählig auf; darauf pflegte er in gleicher Weise einen Tropfen Wasser zu sich zu nehmen. Doch nur alle drei oder vier Tage fand die Speisung statt. In dieser Weise wurde er den ganzen Winter und die erste Hälfte des Frühlings durchgebracht, dann wurden seine Flügel allmälig ganz durchsichtig, und offenbar fühlte er sich schwach; er blieb nun in seiner gläsernen Behausung, auch wenn die Dame lockte, und eines Morgens, im April, ward er todt gefunden.

Das Spanferkel.

Ein Paar Zwillingsbrüder, Leonhard und Christoph, Knopfmacher ihres Gewerbes, lebten nach dem Tode ihrer Eltern als dreißigjährige Junggesellen zusammen. Obwohl durch Natur und Kunst auf das Innigste verbunden, wichen sie doch in Leidenschaften und Ansichten auffallend von einander ab. Leonhard war ruhig, träge, bedächtig; Christoph hingegen lebhaft, unruhig, durchgreifend. Bei zwei so verschiedenen Caraktieren, die

Zimmer, Tisch und Bett gemeinschaftlich hatten, konnte es an unangenehmen Auftritten nicht fehlen. Wenn Leonhard bei der Arbeit sang, so fing Christoph an zu pfeifen; wollte dieser Erbsen kochen, so bestand jener auf Linsen; am Tisch und im Bette kehrten sie sich den Rücken; nur an dem Tage, wo der Miethzins gezahlt werden sollte, vereinigten sie sich in der Ansicht, daß dieser Tag in drei Monaten der schlechteste sei. — Eines Tages brachte Leonhard ein Spanferkel nach Hause. Er hatte es, troz der Widersprüche Christophs, zum nächsten Sonntagsbraten bestimmt und alle Vorkehrungen dazu getroffen, als er, im Auftrage eines guten Freundes, eine Reise von einigen Tagen unternehmen mußte. Das Geschäft war lohnend, litt aber nicht den geringsten Aufschub; Leonhard empfahl also seinem Christoph die Pflege des Spanferkels und machte sich auf den Weg. — Als er am vierten Tage zurückkam, fiel sein erster Blick auf den alten Gänsestall, die Wohnung seines Spanferkels; dieses aber war verschwunden, und er ahnte nichts Gutes. Er trat in die Stube, aber kein Christoph war da; auf dem Tische lagen einige Knochen neben einem Teller, dabei stand mit Kreide geschrieben: „Dein Spanferkel war delikat. Lebe wohl, ich gehe nach Amerika. Christoph." — Leonhard stand vernichtet, nicht über den Verlust des Bruders, sondern über den des Spanferkels. Er sandte dem Mörder einige brüderliche Verwünschungen nach und bemühte sich, den Streich zu vergessen, was ihm aber nie gelang. Christoph hatte sich wirklich bei der hessischen Werbung zu Wöhrd unter ein nach Amerika bestimmtes JägerBataillon anwerben lassen. So viel erfuhr Leonhard, und wünschte dem ungetreuen Bruder, daß er von den Amerikanern für ein Spanferkel angesehen werden möchte. — Vierzig Jahre waren vergangen. Der Greis Leonhard saß eines Tages in seinem Stübchen, das er mit einer alten Wittwe theilte, als man an die Stubenthür klopfte. „Herein!" näselte die Alte. Die Thür öffnet sich, ein alter eisgrauer Soldat tritt herein. Fragmente einer Uniform bedecken nothdürftig den langen hagern Körper, seine Augen heften sich forschend auf den alten Leonhard, rasch tritt er jezt auf ihn zu und reicht ihm die Hand mit den Worten: „Grüß' Dich Gott, Leonhard! Ich bin der Christoph und komme aus Amerika." Leonhard blickt verstockt auf den Boden und schweigt. „So gib mir doch nur die Hand!" fährt der Soldat fort. — „Walst mer g'wiß mei Spohsau g'fress'n haust?" war des unversöhnlichen Leonhard's Antwort, denn nach vierzig Jahren war die Kränkung noch nicht vergessen.

Tod.

So stirbt der Mensch, furchtlos und versöhnt, ohne Erdensehnsucht. Mit allen Lieben, die ihm vorangezogen sind, tritt er nun, was das seligste und einzig gewisse Gefühl in dem Augenblicke ist, in gleiches Loos. Sie, die er entbehren mußte, deckt die Erde; ihn wird sie decken. Sie kann die Erde nicht gefangen halten, auch ihn wird sie nicht fesseln. Was er Theueres zurückläßt, kommt ihm bald nach. Die kleinen Spannen irdischer Zeit verlieren in dem Augenblicke, wo für ihn alles Zeitliche zusammensinkt, alles Maß. W. v. Humboldt.

Trägheit.

Wer recht träge ist und faul
Flög' dem eine gebratene Taube in's Maul,
Er würde höchlich sich's verbitten,
Wäre sie nicht auch geschickt zerschnitten. Goethe.

Miscellen.

× Unter der Tonkunst schwillt das Meer unseres Herzens auf, wie unter dem Mond die Fluth. Jean Paul.

× Der Grundfehler der Menschen ist Trägheit; er untergräbt in tausend Formen unser Wohlseyn. — In Gebildeten verlarvt er sich in jene philosophisch seyn sollende, trübe, skeptische Weltansicht, die man „Hamletismus" nennen könnte. Es ist ein Aufgeben seiner selbst, ein freiwilliges Erkranken und Sterben. Gesundheit und Leben ist — Selbsterweckung. W. v. Humboldt.

× Nur da ist Glück und Zufriedenheit heimisch, wo die Wünsche und Bedürfnisse mit dem Nothwendigen und Nüzlichen in Einklang stehen.

× Geschichtskalender. Am 7. Juni 1807. In dem Feldzug in Norddeutschland bemerkte Napoleon gar bald das tapfere Benehmen und die eiserne Ausdauer der Württemberger und besonders der Leib-Chevauxlegers, weßhalb er sie in seine Nähe, in sein Hauptquartier nach Thorn rief. Am 7. Juni brachen sie mit sämmtlicher Reiterei des Generals Lasalle gegen Heilsberg auf, wo sie unter den Augen des Kaisers, der seine Truppen selbst gegen Bennigsen in den Kampf führte, den längst erworbenen Ruhm glanzvoll behaupteten. (N. T.)

Raritäten-Kästlein.

⊙ Ein Bürger ließ seinen 52ger Wein durch einen Küfer abziehen. „Wie finden Sie diesen Wein?" fragte er ihn, „nicht wahr, er ist etwas leicht?" Der Küfer, ein affektirter Mensch, schlürfte den Wein prüfend mit der Zunge und meinte: „Der Wein ist nicht übel, aber er hat keine rechte Gegenwart des Geistes."

⊙ „Der Branntwein," sagte ein Trunkenbold, „ist doch ein sehr ungehorsamer Knecht, ich schicke ihn in den Magen und er steigt mir in den Kopf."

⊙ Eine Reise durch ein Lampenloch. Ein Engländer, so erzählt ein Dresdner Blatt, wollte kürzlich auf der sächsisch-böhmischen Bahn die sächsische Schweiz durchreisen. Sein Unstern will, daß die Eckpläze des Coupé's besezt sind und er mit einem Mittelplaz, auf welchem man von den Schönheiten der Gegend fast gar nichts sieht, sich begnügen muß. Oberhalb Pirna, wo die Gegend anfängt interessant zu werden, erfaßt ihn der unwiderstehliche Drang, eine freie Aussicht zu gewinnen. Er sucht und findet. Mitten in der Decke des Coupé's gewahrt er die runde Oeffnung, durch welche des Abends die den Wagen erleuchtende Lampe herabgelassen wird; der Deckel derselben ist locker, er hebt ihn ab, tritt auf die Size, steckt den Kopf durch das Loch und erfreut sich der unbeschränktesten Aussicht. Aber — o Mißgeschick, als er in Pötscha die etwas unbequeme Stellung verlassen will, versagt der Kopf, der so glatt durch das Lampenloch geschlüpft war, hartnäckig den Rückweg, bald sträubte sich das Kinn und bald das Ohr; der arme Gefangene muß, einen ganzen Waggon am Hals, noch die Station bis Rathen fahren, und erst den Bemühungen zweier Schaffner, die von oben stopfen, und zweier Passagiere, die von unten ziehen, gelingt es, dem Reisenden die Freiheit wieder zu geben.

Charade.

Dir lacht so hold, wie Morgenroth, das Leben,
So lange Du die Erste bist,
Und tausend zarte Liebesgötter weben
Dir Kränze. Keine Schranke mißt
Des Geistes Flug und jenes edle Streben,
Das nur der edlen Seelen Erbtheil ist.
Vollendet steht im Zweiten, was als Blüthe
So herrlich Dich, so lieblich Dich entzückt.
Den stillen Kreis erprobter Lieb' und Güte
Schließt es in sich, beglückend und beglückt.
Und wie wir es im Ganzen einst geschaut,
Als jene Blüthe, rein und zart und mild;
So bleibt es stets den Grazien vertraut,
Der schönen Menschheit ewig schönstes Bild.

Redigirt, gedruckt und verlegt von Wilh. Brandecker.